

Papyrusfunde aus Ägypten, vor allem aber aus Qumran, deren genaue philologische Analyse und historisch-archäologische Auswertung Thiede zu einer Vielzahl wichtiger und neuer Ergebnisse verhilft. Dass hierbei vieles auch spekulativ bleiben muss und auf zum Teil langen Ketten von logischen Kombinationen und Schlüssen beruht, ist dem Autor durchaus bewusst; völlig zu Recht erhebt er auch keinen Absolutheitsanspruch auf seine Thesen, weiß sie aber durch präzise und fachlich einwandfreie Argumentation überzeugend zu untermauern.

Die Schilderung der Situation der frühen Judenchristengemeinde führt Thiede dann auch zur Frage der Datierung der Evangelien, insbesondere von Markus und Matthäus. Hier zeigt er in überzeugender Manier auf, dass die Datierung der beiden Evangelien nicht relativ spät (nach 70 oder später), sondern aufgrund innerer Notwendigkeiten u. a. der Glaubensverkündung sehr früh (ab ca. 42/45) anzusetzen ist. Überflüssig nur in diesem Zusammenhang die etwas zu polemische Auseinandersetzung mit den Vertretern der Spätdatierung (besonders G. Theißen), die den Eindruck der ansonsten sehr objektiven und ausgewogenen Recherche und Argumentation etwas trübt.

Für klassische Philologen sehr anregend ist das Kapitel „Petrus und Petronius“, in dem einige Passagen der „Satyrica“ (z. B. 73,6ff., „Witwe von Ephesos“) mit Stellen aus dem Markusevangelium verglichen werden. Hierbei zeigen sich zum Teil so auffällige Ähnlichkeiten in Wortwahl und Darstellung der Szenen, dass Thiede in Anlehnung an jüngste philologische Forschungen (Ramelli, I.: *Petronio e i Christiani: Allusioni al vangelo di Marco nel Satyrico?* In: *Aevum* 70, 1996, 75ff.) von einer Parodie des Markusevangeliums durch Petron spricht (was selbstverständlich nur bei einer Frühdatierung des Evangeliums möglich ist). Der Gedanke, dass Petron, der sich ja an vielen Stellen als Meister der Parodie erweist, auch den „brandaktuellen“ Text des Markusevangeliums gekannt und in seinem Roman verarbeitet hat und auch in anderen griechischen Romanen mögliche Anspielungen auftauchen, ist sicher reizvoll, wird auch überzeugend vorgetragen,

bedarf aber wohl letztlich noch einer weiteren und intensiven Untersuchung von Seiten der klassischen Philologie.

Neben diesen beispielhaft herausgegriffenen Themenbereichen liefert Thiede aber auch noch eine Fülle weiteren hochinteressanten Materials, das - frei von hyperkritischer Entgöttlichung und Banalisierung des „historischen“ Jesus - ein facettenreiches und für viele sicherlich neues Bild der Zeit des 1. Jahrhunderts zeichnet. Der Autor versteht es, nicht zuletzt durch seinen angenehmen Schreibstil und eine wohltuende Prise feinen Humors, auf beeindruckende Weise aufzuzeigen, wie Jesus und seine Jünger sich in ihrer Zeit bewegt haben und wie sich Christentum und christlicher Glaube im Nebeneinander der verschiedenen Kulturen und Religionen des Imperium Romanum derartig schnell und nachhaltig verbreiten konnte.

MICHAEL HOTZ

Lohmann, Dieter: Kalypso bei Homer und James Joyce. Eine vergleichende Untersuchung des 1. und 5. Buches der Odyssee und der 4. Episode (Kalypso) im Ulysses von James Joyce. Tübingen: Stauffenburg 1998. XV, 178 S., 48,00 DM (Ad Fontes. Bd 5; ISBN 3-86057-184-2).

In seinem Vorwort gibt der Verfasser einen Überblick über die Genese der beiden Teile seines Buches. Der im ersten Beitrag vorgelegten Interpretation der Kalypso-Episode liegen eigene Unterrichtsarbeit und ein Vortrag zugrunde, den der Autor im Jahr 1995 auf einer Weiterbildungsveranstaltung für Griechischlehrer in Calw und im Jahr danach auf dem 8. Internationalen Odysseekongress in Vathi (Ithaka) gehalten hat. Der zweite Beitrag wurde in der Erwartung geschrieben, dass eine Untersuchung der zeitgenössischen Homerrezeption am Beispiel von James Joyce' Ulysses einen fruchtbaren Impuls für die Zusammenarbeit der Fächer Griechisch, Englisch und Deutsch abgeben könnte. Diese Erwartung erfüllte sich nicht, weil der Roman wegen seiner Schwierigkeit nicht auf dem Lektüreplan der Gymnasien steht.

Im **Teil I** (Die Insel der Kalypso, Omphalos Thalasses) untersucht Dieter Lohmann zunächst die Komposition des Prooemiums (Vers 1 - 10)

der Odyssee und setzt sich mit den bekannten Problemen der Ankündigungen im Prooemium und den Inhalten der späteren Erzählung auseinander. Er zieht hier die interessante These von Victoria Pedrick (Dissertation Yale, 1992) heran, die besagt, dass die Muse sich in den Versen 11-21 korrigiert und dort den „Mann“ entwickelt und definiert. Einzelheiten s. S. 6-8. Interessant ist ferner Lohmanns Synopse der beiden Athenareden 1.45-62 und 5.7-20. Er entwirft eine graphische Kompositionsanalyse, die eine spiegelbildliche Entsprechung beider Reden in der übergreifenden Thematik (Verbrechen und Strafe, Kalypso - Odysseus, das Motiv der Undankbarkeit) belegen soll (S. 15). Ein schöner Beitrag zur unitarischen Theorie, wenn man sich durch den deutlich größeren Detailreichtum der ersten Rede nicht stören lässt. Schwierigkeiten im Nachvollzug bereitet einem der Verfasser aber, wenn er - für seine Interpretation im 2. Teil aus gutem Grund - in Hermes einen Voyeur sehen will, weil dieser (5.55-80) Kalypso „verstohlen“ bei ihrer Tätigkeit in der Höhle beobachtet (S. 30). Wenn man die Szene unvoreingenommen liest, dann ergibt sich ohne Zweifel, dass der Argeiphontes nicht nur steht und voller Staunen und Freude die wohlgescheiterte Nymphe am Webstuhl betrachtet, sondern das ganze idyllische Panorama in vollen Zügen genießt (*locus amoenus*). Es steht eher der Gegensatz zu den Gefahren und der Dramatik der Seefahrt (hier eines Fluges über die See) im Vordergrund. Auf Seite 60 in Teil II wird der Verfasser eine wenig überzeugende Interpretation von Voyeurismus als Schaulust geben, die der sexuellen Komponente entbehren kann. Sie ist zumindest wenig nützlich, wenn sie belegen soll, dass James Joyce die eindeutig voyeuristischen Aktivitäten seines Protagonisten Daniel Bloom in Entsprechung zur genannten Szene in der Odyssee gestaltet haben soll. Es folgen sehr lesenswerte Ausführungen zu den drei zentralen Dialogen mit ihren Themen Konfliktvermeidung und Emanzipation als Freiheit und Entscheidung. Teil I schließt (S. 42) mit einer Zusammenschau der drei Themen im Epos: Voyeuristische Schaulust, das Odysseusthema (der Gefangene am Strand, der Liebhaber in der Höhle) und Loslösung und

Emanzipation auf menschlicher und göttlicher Ebene.

Teil II (Die Calypso-Episode im „Ulysses“ von James Joyce) beginnt (S. 45) mit einer Überleitung von Homer zu Joyce. In ihr beklagt der Verfasser, wie wenig sich die Homerforschung bisher mit der Homerrezeption durch James Joyce auseinander gesetzt hat. Zugleich beobachtet er aber auch, dass selbst unter den Joyceanern das Lager der „Anti-Homeriker“ stärker ist als das der „Homeriker“. Das heißt, die Zahl derer, die annehmen, dass Joyce bei der Komposition seines Ulysses einem detaillierten homerischen Grundmuster strikt gefolgt sei (den Ulysses mit der geöffneten Odyssee auf dem Schreibtisch abgefasst habe), ist nicht groß. Um Dieter Lohmann weiter mit kritischem Urteil folgen zu können, braucht der Leser auch die Information, dass Joyce 1920 in einem Brief an Carlos Linati zwar geschrieben hat: *„My intention is to transpose the myth sub specie temporis nostri“*, dass er seiner Tante Josephine 1922 schrieb: *„I told you to read the Odyssey first“*, dass er aber 1937 in einer Unterhaltung mit Vladimir Nabokov die Verwendung des homerischen Grundmusters „eine Laune“ genannt hat und seine Zusammenarbeit mit Gilbert, dem Kronzeugen aller Homeriker „einen schrecklichen Irrtum“ und dass er die homerischen Kapitelüberschriften im Ulysses schließlich wieder entfernt hat (Richard Ellmann, James Joyce, Oxford University Press, 1983, p. 616 n.).

Es folgt eine so genaue und umfangreiche Untersuchung der Komposition der Calypso-Episode, dass eine genaue Wiedergabe sich hier aus Platzgründen verbietet. Die Lektüre bringt dem Leser großen Gewinn, selbst wenn man dem Verfasser in seinem Bestreben, jeden Schritt Blooms in dieser Episode vor einem homerischen Hintergrund zu sehen, nicht folgen will. Lohmanns überraschende Deutung der Epiphanie des „Sonnenmädchens“ (S. 93 und S. 127f.), seine Beobachtungen zur Ring- und Parallelkomposition bei Joyce und Homer (S. 96ff.) regen zum Nachdenken an und machen die Lektüre zu einem Gewinn. Es folgt eine von den Prämissen ausgehend schlüssige Zusammenfassung mit Betrachtungen z. B. zur mnemotechnischen

Rolle der Komposition und mit einem Ausblick über den engeren Zusammenhang hinaus. Die Schrift wird durch Literaturverzeichnis, Stichwortverzeichnis und ein Stellenregister abgeschlossen (I-XV, 1-178 Seiten).

RÜDIGER KLAUS, Berlin

Stumm, Mascha-Maria: Unterhaltungstheoreme bei Platon und Aristoteles. Berlin: VISTAS 1996 (Kommunikationskultur. Bd 1. Hrsg. von Petra E. Dorsch-Jungsberger), zugl.: München, Diss. 1993 (ISBN 3-89158-176-9).

Platon und Aristoteles bewerten die Epik, Dramatik oder Musik in ihrer Funktion und Wirkung äußerst gegensätzlich: zwar charakterisieren sie diese durch dieselben Begriffe ἡδονή und παιδιά, Erholung und Vergnügen, Platon erscheint jedoch eher als Kritiker, sein Schüler dagegen als Befürworter der populären Unterhaltungsangebote seiner Zeit.

Ausgangspunkt des vorliegenden Buches, des ersten Bandes einer mehrbändigen Reihe zum Thema „Kommunikationskultur“, bildet die These, dass die gegenwärtige aktuelle Debatte um den Wert von Unterhaltung ihren Ursprung in der antiken griechischen Philosophie hat: in den Schriften Platons und Aristoteles'. Ihre Aussagen zu Epos und Tragödie stellen bis heute gültige Grundpositionen dar. Platons Haltung kann als Archetyp einer kulturkritischen Bewertung von Unterhaltung angesehen werden, während Aristoteles der Unterhaltung positive Funktionen und Wirkungen zuschreibt.

Zur Verifizierung der These sucht Stumm zunächst den Beleg zu erbringen, dass die attische Tragödie oder die homerischen Epen zur Zeit Platons und Aristoteles tatsächlich als „Unterhaltung“ galten. Zu diesem Zweck ist es notwendig den Begriff Unterhaltung erst einmal zu definieren. Da das Wort „Unterhaltung“ sowohl bestimmte mediale Angebote als auch Rezeptionserlebnisse impliziert, wird „Unterhaltung“ in „Unterhaltungsangebot“ und „Unterhaltungserlebnis“ gegliedert. Unter Hinzunahme der anthropologischen Spieltheorien von Hui-zinga und Caillois und der Theorie der „mannigfaltigen Wirklichkeiten“ des Phänomenologen Alfred Schütz wird folgende Definition von

„Unterhaltungsangebot“ entwickelt: „*Unterhaltungswelten sind grundsätzlich ‚Als-ob-Welten‘, und zwar in dem Sinne, dass sie eine von der Wirklichkeit des Alltags abgeleitete, eigene Wirklichkeit erschaffen, in der jeweils bestimmte Handlungen nach jeweils bestimmten ‚Regeln‘ oder ‚Gesetzen‘ erfolgen*“ (S. 147). Die „*Unterhaltungsangebote*“ werden unter den Begriffen Mimikry, Agon oder Alea gesammelt. Sobald ein Rezipient solche Phantasiewelten als Wirklichkeit betrachtet, erscheinen die „Als-Ob-Welten“ als „tatsächlich real“. Dieses Mitspielen wird „*Unterhaltungserlebnis*“ genannt.

Der so entwickelte Unterhaltungsbegriff ermöglicht es, die griechische Epik oder Dramatik als „*Unterhaltungsangebote*“ zu klassifizieren. Es handelt sich um „Als-Ob-Welten“ religiösen Ursprungs. Epos und Drama spiegeln dabei ihre jeweilige Entstehungszeit wider: abstrakte Themen und Probleme der Zeit werden durch Übertragung in eine „Als-ob-Welt“ konkretisiert. Im philosophischen Diskurs von Platon und Aristoteles werden die „Als-ob-Welten“ von Epos und Drama zunächst in ihrer Beschaffenheit erläutert. Hierbei liegen nach Stumm Aussagen vor, die das Phänomen „Unterhaltung“ ganz allgemein betreffen und daher als Grundlage zu einer „Unterhaltungstheorie“ angesehen werden können. Zahlreiche Aspekte der Definition von „*Unterhaltungsangebot*“ findet die Autorin bereits mit etwas anderen Worten in den Schriften von Platon und Aristoteles: Zu Beginn des 9. Kapitels der Poetik des Aristoteles heißt es, dass alle Dichtung Nachahmung (Mimesis) der Wirklichkeit sei, „dass es aufgrund des Gesagten offensichtlich nicht Aufgabe des Dichters“ sei, „mitzuteilen, was geschehen ist, sondern vielmehr, was geschehen könnte, d. h. das nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit Mögliche.“ (1451a 36-38: φανερόν δὲ ἐκ τῶν εἰρημένων καὶ ὅτι οὐ τὸ τὰ γινόμενα λέγειν, τοῦτο ποιητοῦ ἔργον ἐστίν, ἀλλ’ οἷα ἂν γένοιτο καὶ τὰ δυνατὰ κατὰ τὸ εἶκος ἢ τὸ ἀναγκαῖον.) Daran wird deutlich, dass auch für Aristoteles die verschiedenen Dichtungswelten „Als-ob-Welten“ sind, phantasiemäßige Konstruktionen, die von der Wirklichkeit des Alltags abgeleitet sind, in de-